

(Nachdruck verboten.)

84]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Nejer blieb ein paarmal vor ihr stehen, wendete sich aber ab.

„Weshalb blinzelt Du mir so zu?“ rief sie endlich ungeduldig.

„Hm, ich wundere mich nur, daß ich, da ich bloß des Jungen Vater bin, genauer sehen soll als Du, die . . . aber, hm! . . . das hat wohl seine Gründe!“ Er drehte sich mit behaglichem Lächeln wieder um und ging, mit den Händen in den Seitentaschen, auf und ab.

„Was meinst Du?“

„Ich sage nur, das hat wohl seine Gründe. Jeder urteilt am besten nach dem eignen Blut! — Schaust Du, Sara, der Junge ist weder zu hoch emporgeschossen, noch zu schwach, noch krank und all das, wozu Du ihn machst; aber er ist verliebt, sage ich Dir! Gehehe, ich kenne diese Durste! Den ganzen Herbst dauert schon die Karreite! Das einzige Mittel dagegen ist Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und darum soll er fort! Er hat Dich natürlich müde und weich gebettelt, damit er loskommt, nicht?“

„Aber, Nejer, worauf willst Du denn hinaus?“

„Sein Wunsch geht natürlich dahin, daheim zu bleiben und sie, die Lehrerin, das neue Fräulein beim Pastor, in allen Jungesellschaften zu treffen, die er nur erreichen kann . . . Glaubst Du, für nichts und wieder nichts hat Jan Konrad durchaus am Sonntag in alle Kirchen des ganzen Sprengels wollen? Du hast vielleicht gemeint, er sei ‚geweckt‘?“

„Und Du solltest das mit Deinen Augen entdeckt haben, Du! . . . Sie, diese lange, ungelente Sommerprossige?“

„Man kann sich in geringeres als all das verlieben, meine teure Frau!“

Sie trommelte aufs Fensterbrett. „Aber, lieber Nejer, der Bub ist sechzehn Jahre alt!“

„Ja, siehst Du, Sara . . . Solche Neigungen . . . das ist etwas, wofür junge Leute nicht recht können, wenigstens in meiner Familie nicht!“

„So — Du führst da hübsche Reden!“

„Ich spreche nur aus eigener Erfahrung!“

„Und das bekennst Du so schlantweg?“

„Ja wohl! Es giebt Hunderte, in die man sich verlieben kann, aber Ernst ins Spiel kommt nur bei einer! Und nun gilt es bei Jan Konrad, — siehst Du, das kenne ich, — grade bei Jan Konrad, — mehr als bei Jan, dieser gleich Dir! — daß er nicht in die erste beste Schürze fällt; er muß so weit zu Jahren kommen, daß er Augen im Kopf hat . . . einen Funken von Verstand! — Nun, meinst Du nicht wie ich, daß wir ihn den Anfall wegrubern lassen, — oder magst Du lieber sie zur Schwiegertochter?“

„Ich habe mir nicht träumen lassen, daß Du Dich so besonders auf Frauenzimmerfachen verstehst, Nejer!“

„Ich habe nie behauptet, daß ich mich besonders darauf verstehe, sondern nur, daß ich dabei außerordentlich gut weggekommen bin,“ er strich ihr das Haar von der Wange und lachte, „obwohl Du oft beißt — so scharf wie eine Brenneffel! — Und so möchte ich auch gern meine Hand über Jan Konrad halten.“

Die Ungeduld packte ihn wieder, er eilte zum Fenster hin: „Sieh nur, sieh nur, sieh nur einmal! Da geht er, der ja Vescheid bringen soll, und zieht seine Beine nach sich den Hügel hinauf wie ein alter Gaul! Wer nur einen so langen Stoß hätte, um ihn ein bißchen aufzufrischen! Ich wäre schon zweimal beim Schmied-Lars und wieder zurück gewesen.“

Den Tag darauf gab es vormittags bei der Brücke unten ein großes Getöse. Die Hausleute, Kinder und Gefinde rannten hin und wieder und von den Nachbarhöfen hatten sich Zuschauer angesammelt. Eine Fischerabteilung von zwanzig, dreißig Mann sollte fort.

Das Watneßboot mit dem im Steven aufgehängten großen Dregg und dem leichten Bierriemer hinter sich lag zum Abstoßen bereit. Eine oder die andre feuchte Schneeflocke fiel leicht wie eine Vogelfeder im stillen grauen Wintertag auf die braunen,

wettergegerbten Maschen des großen Zugneßes, welches auseinander gewickelt und hoch aufgestellt, klar, über die Rolle hinabzugehen, da stand. Weiter drinnen wurde das Spillboot mit den mittleren Waten vom Land losgemacht, während das Boot mit dem von Bojen getragenen kleinen Zugneß schon ein Stück weit hinaus geschoben war.

Auf der Achterbank des Großbootes saß Nejer im Südwesten bei der Ruderpinne; sein Antlitz hatte sich, zum erstenmal in diesen Tagen voll brennender Hast, wieder aufgeklärt und zeigte, daß er sich nun in seinem Element befand. Seine Frau stand bei der Treppe unten und ließ ihm von den in Leerkleider gehüllten Rudernächten ihr kleinstes, vierjähriges Töchterchen zum Abschied hinüberreichen.

Und nun stießen sie ab.

Unter den kräftigen Armen der Ruderer glitten die Boote rasch über die Wellen hin, welche in matten Bleiglanze lagen, und beim Brückengeländer stand Nejers Frau mit einer Schar von Knaben und Mädchen, deren kleinstes an Hand und Noß sie festhielt, und schaute ihnen nach. Sie verschwanden hinter der Landzunge, jedoch Sara blieb noch stehen, so lang sie den Klang der Ruderschläge in der stillen Luft des Wintertags vernehmen konnte.

Diese Frau war dem Bygd nun etwas geworden! Den Fehler, daß sie nicht hier geboren war und nicht mit der Brautkrone in der Aaffjorder Kirche gestanden, hatte sie vollständig dadurch gut gemacht, daß sie, außer den beiden Janen, mit welchen sie gekommen, sieben Söhne und Töchter, wirkliche Aaffjordinge, Kindeskinde des alten Jan Juhl und alle, wie es sich gehört, im Bygd geboren und gekauft, aufzuweisen hatte. Stolz und prächtig war sie, so daß es wahrhaftig schade war, daß die alte Madame Juhl sie nicht zu sehen bekam!

Im Fischereibetrieb übte Nejer die Aaffjordinge mit gewaltiger Rücksichtslosigkeit und gegen allen gewohnheitsmäßigen Brauch. Gute Kost, wenige Mahlzeiten und „beeise Dich!“ waren seine Hauptsätze, die sich zu all dem alten in ihrem Blute, zu ihrem zähen, trägen Temperament und ihren acht Mahlzeiten im Tage, so entgegengesetzt verhielten wie Nordwind zu südlichem Wetter.

Und zu dies ein Exerzittum, bekamen sie auch diesmal zu fühlen, als sie in den Weihnachtstagen bei den Tristholmen zwischen den Schären lagen.

Rudern und vorwärts ziehen, bei fünfzig Mann hoch, in zwei Abteilungen, zwischen den Inseln verteilt liegen und nach Hering Ausgud halten, — das waren schöne Feiertage!

Aber Juhl, war nun einmal Juhl! meinten die Aaffjordinge und Nejer sah sie mehr als einmal taumelnd zwischen den Schären heruntreiben.

Er selbst ging wie ein Feuerbrand auf dem Holme umher und schlug sich mit dem Fernrohr ungeduldig auf die Schenkel und schnüffelte mit der großen, wilden Nase in der grauen Luft herum, — als ob er den Hering zu spüren meinte.

Viel Ruhe ließ er den Leuten nicht. Bald Expreßboten, dann wieder hinaus und da und dort mit Wasserteleskop und Seutblei untersuchen!

„Keine Heringschuppen ohne Hering!“ brummte er, als er das letzte mal sich im Leichtboot hinausrudern ließ. Die eine Negabteilung hatte er nach der einen Richtung, die andre nach der andern Richtung geschickt und er selbst fuhr als dritter zur Prüfung der Lage aus. Das einzige, was man weit nordwärts bei den Fischerslecken gesehen hatte, waren zwei, drei einzelne Walfische und einige schwarze Seje.

Als Nejer sich abends heimwärts wandte, hörte er Geheul und Geschrei und lautes Jubilieren in und um den Logierboden. Die Aaffjordinge schwelgten und feierten das Julfest und der Insel stank weit hinaus.

Plötzlich steckte Nejer den Kopf zur Thür herein.

„Ins Boot, Leute! Wir finden möglicherweise östlich von den Schären Hering! — Und jedenfalls taufe ich Euren Brantwein mit etwas Meerwasser!“ murmelte er bei sich.

Nicht gerade mit lustigen Miene sammelten sich die Aaffjordinge im Dunkel bei den Rudern, sie fühlten es in ihrem Herzen wie einen Feiertagsbruch. Aber gerudert wurde doch, — gerudert und gerudert die ganze Nacht hindurch, und

Nejer war im Leichtboot an der Spitze. Als sie gegen Morgen dann umkehrten, hieß es ruhig:

„Dies mag hingehen für den Fußball, für Halling und Springtanz!“ Es wär' ein Strafrudern gewesen.

Müde und erschöpft kamen sie bei den Kristholmen an, und hier fand Nejer eine Abkühlung für sein Blut und der Rafföring zur Abwechslung eine Genußthung; es war zwischen den Holmen ein Heringszug eingeströmt, so dicht, daß er förmlich „im Trockener gegangen war“ und daß zu beiden Seiten in den Steinen droben die Fische umherlagen. Jan Konrad hatte mit einem Netzstumpfe dreißig Tonnen abgeperrt; aber die benachbarten Abteilungen setzten Stange an Stange und die eine größer als die andre!

Es überfiel die Fischmeister etwas wie Maserei; jedoch Nejer ging ganz still den Holm hinauf und betrachtete den Fang der andern.

„Man muß die Welt humoristisch nehmen!“ murkte er leise für sich.

Gegen Mittag klappte er aber plötzlich das Fernglas zusammen: es zogen Walfische und Vögel gegen den Fjord her!

„Drauf los, Jungen! Dem Hering nach!“ hieß es, und nun wurde ausgeholt, als hätte man in der Nacht kein Ruder berührt.

Das Wort machte elektrisch. Man befestigt das Netz, der Wal sprengt es! Man setzte ein neues in einer andren Ducht.

Wieder neue Heringsströme, eine Menge Watnekaufstellungen die alle den gleichen Sund bewachen. In allen zittert die höchste Leidenschaft, — ein oder zwei Minuten zu spät, und alle Chancen sind verloren! Die Fischbaase kommandieren, während ihre Maaten in Leichtbooten liegen und mit Wasser-telestop und Sentblei den Heringszug untersuchen.

Im Achterteil eines solchen Vierriemers steht ein Mann im Südwest, dessen Thun und Lassen alle beobachten. Der Mann steckt die Hand ruhig in die Tasche und nimmt ein Stück Kautabak, — das heimlich verabredete Zeichen, — die Zuhlsche Wate geht über die Rolle hinab, während der Heringsstrom über die Wasserfläche hinauft und plätschert. Das Spillboot mit dem Wapneq eilt zum Strand. Die kleinen Boote ziehen die Flößholzbänder der Garnneze an, sobald sie hinausstriften; zugleich sieht man aber vierzehn, fünfzehn andre große Waten in die See hinein stecken, Ruder brechen, ein Boot wird im Gedränge quer überfahren, ein paar Mann fallen in die See, trabbeln wieder heraus und niemand beachtet es. Man setzt Waten kreuz und quer, man kämpft auf Leben und Tod um Wete von Tausenden. . . .

Mitte März aber, als die letzte Stange geborgen und der Hering ganz verkauft war, slog jener zephyrleichte Vierriemer, der während des Fischfangs in der schweren See sich so oft voll gerojet und gesegelt hatte, wieder in den Fjord hinein; an den Riemen saßen die zwei stärksten Bursche und Nejer fuhr selbst taucht mit einer Hand an und lenkte mit der andern das Steuer. Er sehnte sich heim und heimwärts ging es, so daß es um ihn brandete und schäumte.

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

In Gotha wird dieser Tage die Hoffnung der liberalen Bourgeoisie verbrannt. In dem feurigen Ofen, der Georg v. Siemens chemische Bestandteile bis auf etliche Aschenrückstände verzehren soll, zerfällt auch die wunder Sehnucht des deutschen Freiinns.

So raunte man auf allen Gassen: Was dem vornehmen Herrn v. Vennigen nicht zu teil ward, das wird dem Bankdirektor Siemens beschieden sein. Als Miquels Nachfolger wird er dem von jenem gehätschelten agrarischen Drachen — ein moderner Industrieaktionier Georg — die Couponschere in den Leib treiben, daß das Ungeheuer in schraubender Wut verenden muß; und dann, ja dann wird die liebreizende Prinzessin Wörsta, die bisher unter den Krallen der Bestie ein unsicheres aber auskömmliches Dasein führte, befreit ins hohe Schloß einzuziehen, und alles ringsum jauchzt im tausendstimmigen Chanuca-Siegesgesang.

Das holde Märchen spannt sich an, seitdem der Direktor der Deutschen Bank den Kaiser auf der Wallfahrt nach Palästina begleitete und ihm hernach als Reise-Erinnerung der Pfandbriefadel verliehen ward.

Aber was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Siemens wird in Gotha verbrannt, und nur Herr Wallin lebt noch, dessen taufsprödes Judentum vorläufig nicht hoffähig ist. Die Köderige sind immer noch gesellschaftlich der Geldaristokratie überlegen, und wenn die

Herrn noch so heftig geadebt werden, für die legitimen Erbsklinge des besetzten Grundbesitzes bleiben sie stets nur Bank-eris.

Oekonomisch freilich ist der neue Adel der Sieger. Der Bankdirektor beherrscht die kapitalistische Welt, er trägt Frieden und Krieg, Hunger und Heppigkeit in der Brusttasche seines elegant sitzenden Gehrocks und sein Cylinder übertrifft an realem Glanz die Krone des absolutesten Herrschers, die nicht selten bei dem Bankdirektor hypothekarijch belastet ist.

Georg Siemens hatte manches von dem modernen Charakter des englisch-amerikanischen Geldstrategen. Als Direktor der Deutschen Bank, die unter seinem entscheidenden Einfluß stand, verfügte er über ein stehendes Heer von fast einer Milliarde. Und diese Milliarde schickte er auf die Eroberung der Welt, daß sie unterthänig werde dem allerhöchsten Willen des Kapitals. Dabei liebte Siemens es ein wenig, seine Abstammung vom Volke der Dichter und Denker kenntlich zu machen. Santos Geist wurde von ihm philosophisch vertieft.

Man muß ihn ihm Reichstag reden gehört haben. Jedes Wort atmete das Selbstbewußtsein des modernen Kapitalabsolutismus. Die Mission der Börse verherrlichte er in visionärem Ueberchwang. Was versteht Ihr armeneligen Gesellen — so klang es aus seinen Sätzen und Gebarden hervor — von dem Wesen einer Bank und eines Bankdirektors! Wir sind die eigentlichen Mehrer von Deutschlands Macht und Größe. Wir erlumpfen mit Ziffern und Papiersegen glorreiche Siege. Auf unser Geheiß durchqueren Bahnen Klein-Asien, öffnen sich die Mauern Chinas, blüht Argentinien auf, und erstehen im Vaterlande Tausende von Fabriken, wir sind es, die Arbeit, Brot und Gewalt schaffen. Wir diskontieren die Zukunft der Erde, wir verbinden die Meere und durchbrechen die Berge, und unsere Schöpferkraft findet das verlorene Paradies wieder. Was wolt Ihr gegen uns, Ihr ohnmächtigen Herren von der Dreischmaschine!

Man konnte an Ibsens John Gabriel Borkmann denken, wenn er von den Dampfschiffen schwärmte: „Sie knüpfen Bündnisse über die ganze Erde. Sie schaffen der Seele Licht und Wärme in vielen Tausenden von Heimstätten.“ Oder wenn er sich an der Industrie entzündete: „Dort unten am Fluß — horch? Die Fabriken sind im Gange! Meine Fabriken! Alle die, die ich hatte schaffen wollen! Horch nur, wie sie im Gange sind. Sie haben Nachtarbeit, Tag und Nacht arbeiten sie also. Horch, horch! Die Räder wirbeln und die Walzen blühen.“ So ungefähr sprach auch Georg Siemens mit der durch die parlamentarische Mächtigkeit gebotenen Abplattung.

Freilich Siemens war kleiner, aber auch glücklicher, als sein Kollege in der Dichtung. Er hatte es nicht nötig, Depots anzugreifen. Die Deutsche Bank gedieh auch so. In einer Zeit, wo die deutschen Vorkämpfer zahlreich, wenn auch nicht vollzählig, in der Untersuchungshaft saßen, weil ihre Millionenschöpfung nach der moralisch-schwächlichen Gesetzgebung als krimineller Schwindel aufgefaßt werden, in einer Zeit, da alle Bankdirektoren allnächtlich fieberverzehrt von ungeheuren, zerschmetternden Pluns auf ihre Kassen träumten, gelang es seiner Bank, den Ruf der Solidität zu wahren; ja das Unternehmen versuchte sogar durch den Aukauf der toten Seelen den Profit zu steigern und den Betrieb zu mehren.

Dennoch und selbstverständlich war auch der Weg dieses soliden, ehrbaren Geldmannes mit dem berühmten weiten Blick und den lenkbar hochliegenden Plänen voll Leiden besät. Es war wohl die letzte publizistische Bemühung von Siemens, daß er den braven Deutschen hartlein vorrechnete, wie sie an den Emissionen der Deutschen Bank nichts verloren hätten. Wenn von dieser Rechnung etwa die vielen Bänderlein erfahren haben sollten, die seiner Zeit die harten Thaler aus dem Strumpf nahmen, um des Segens der märchenhaften Argentinierzinsen teilhaftig zu werden, dessen papierne Realität sich alsbald in Dunst auflöste, so werden sie gar sehr erstaunt sein und sie werden sich über das Rätsel von Herrn Diederich Sahn Aufklärung holen, der jetzt den Bund der Landwirte dirigiert und vordem die argentinischen Prospekte der Deutschen Bank mit hinreißendem poetischen Schwung stilifizierte hat.

Indessen die kapitalistische Kriegsführung kann auf ihrem Zug zur Macht nicht sentimental vor Blut und Not zurückschreden. Das ist der Krieg, und der Krieg kennt kein andres Gebot als die Pflicht zu siegen. Auch unser deutscher Kapitalismus hat sich die Moral bereits recht ausreichend abgewöhnt und von kleinbürgerlich bedenklicher Philistrität war Herr Georg v. Siemens frei, so respektabel er war. Aber er besah bei weitem noch nicht die Größenverhältnisse der amerikanischen absoluten Herrscher vom Geldmarkt.

Gegenüber den genialen Briganten Morgan und Rockefeller war denn doch der deutsche Bankdirektor nur eine brauchbare Kraft. Die deutschen Fürsten über Millionen werden durch die amerikanischen Milliarden weit überholt, deren Wille zur nächstfolgenden Milliarde das höchste Gesetz. Diese fürchterlichen Geldbonapartes sind erst die wirklichen Organisatoren des kapitalistischen Weltkrieges, der den sozialistischen Weltfrieden gebären muß. In ihren Händen liegt das Schicksal der gesamten Weltarbeit. In ihren Generalstabsbureaus wird die Produktion von Stahl und Petroleum, von Kupfer und Zuder festgesetzt. Die goldene Flut, die aus den Leiden des Proletariats entspringt, strömt in ihre Paläste. Sie folgen keinen Gesetzen mehr außer den Zwangsgeboten der Mehrwertproduktion, ihr kapitalistischer Casarenavahnstun bebt vor keiner Schreckensthat zurück.

Dort in Amerika entsteht auch jenes moderne Finanzhosenleben, das in nichts sich unterscheidet von den Verfallszeiten des römischen Kaiserreichs oder den Ausschweifungen der absoluten Dynastien des

17. und 18. Jahrhunderts. Dieser Kapitalismus wiederholt heute in noch brutalerer Form die wüsten Delirien des Feudalismus. Das Dasein der amerikanischen Bankherrschaft erschöpft sich in einer bis zum Flagellantentum aufgepeitschten Genußgier. Keine Zollheit ist so groß, keine Vergewaltigung so sinnlos und blödsinnig, keine Gemeinheit so schamlos, daß sie nicht von den Sprößlingen der amerikanischen Geldzaren geübt wird. Und es ist nur die innere Seelenverwandtschaft, wenn sich die Milliardenräuber der Union mit den französischen Gläubigern und Kretinen der alten Aristokratie paaren, deren Vorfahren der großen Revolution entronnen sind. Der untergangswertige Kapitalismus knüpft an die Traditionen der Feudalzeit an, und alle Laster und Verbrechen des schwelgenden Müßiggangs wachen wieder auf. Die Sclandchroniken der herrschenden Dynastien Amerikas sind sicher weder ärmer noch weniger widerwärtig, als die französischen Memoiren vor dem reinigenden Gewitter der Revolution. Dem Herrscherhäusern des Kapitalismus ist kein anderes Schicksal wie den monarchischen Familien beschieden: die geistige und körperliche Entartung. Nur schreitet der Ruin noch schneller. . . . Georg von Siemens ist doch vielleicht bereits ein Mann der alten Schule; die nach ihm kommen, werden weit mehr amerikanischen Geistes sein. Er hat sich eben selbst auf den Thron gesetzt, und war nicht bloß der Erbe einer Macht. Ich glaube, er hat nicht einmal in Karlshorst oder Paris oder Baden-Baden jemals Kumpferde laufen lassen.

Dem dies ist das tiefbegründete Familiengesetz der modernen Millionäre. Der Großvater wälzt Tag und Nacht, in Regen und Hitze, mit einem Leinwandbündel auf den Landstraßen und ist seelenfroh, wenn ihn einmal ein mitleidiger Bauer auf seinem Wägelchen mitnimmt. Der Vater wird Missionär und entschließt sich erst nach einigen Widerstreben, sich den Luxus eines eigenen Gespanns zu leisten. Der Enkel unterhält einen umfangreichen Rennstall und der Ehrgeiz seines Daseins erschöpft sich in der Begierde nach einem siegreichen Gaul.

Ich habe es nie verstanden, was für ein Interesse ein Mensch daran nehmen kann, zu erfahren, welches von zwei Pferden früher am Ziele anlangt. Ich muß es aber als eine gegebene Thatsache hinhnehmen, daß sich nun einmal die höchsten idealen Gefühle eines Millionärs neuen Stils darin erschöpfen, mit einem Pferde, das er nicht einmal selbst reitet, andrenn Pferde voranzukommen. Und ich kann es deshalb auch begreifen, daß, wie Troja um Helenas willen zu Grunde ging, Wien und Oestreich vermutlich an einem Rennpferde sterben wird.

Etwas Ungeheuerliches hat sich nämlich begeben. Seit Jahren arbeitet der Berliner Baron Bleichröder unablässig an der hochsinnigen Aufgabe, daß ein Tier aus seinem Stalle einen ersten Preis gewinnen möchte. In Wien sollte ihm endlich der Sieg der Wähe winken. In dem Wettrennen um den 100 000 Kronen = Preis ward Bleichröders Pferd erster. Dieser Triumph des Berliners empörte das nationale Bewußtsein in Wien. Eine Grenze hat auch Millionärsmacht. Das aufgeregte Nationalgefühl sagte dem Jockey Bleichröders sible Dinge nach. Er habe einen Mitbewerber brutal angerannt, auch habe er dem Pferde schenkelige amerikanische Schnäpse eingefloßt, die geeignet sind, den Lauf künstlich zu beschleunigen. Selbstverständlich alles pure Verleumdungen! Der Jockey eines reichsdeutschen Barons thut so etwas nicht. Aber Wien bestand auf seinen Behauptungen, und dem Herrn Bleichröder und seinem Pferde wurde der Preis verweigert, obwohl sie gesiegt hatten.

Es ist notwendig, diese Baron-, Millionärs- und Pferdetragedie unverzüglich den Lesern mitzuteilen. Dem Bleichröder hat der östreichischen Monarchie blutige Rache geschworen. Niemals mehr soll ein Bleichrödersches Noß in Wien laufen, und keinen Pfennig wird er hinfort diesem verrotteten Staate pumpen. Ueber das ganze Land wird die Sperre verhängt. Die Kündigung des Dreihundes scheint unvermeidlich, und man munkelt, daß demnächst Philib Eulenburg, der deutsche Botschafter in Wien, seine Pässe fordern wird.

Die Angelegenheit spitzt sich zu einer ernststen Nachfrage des Kapitalismus zu. Die nächsten Tage werden bereits zeigen, ob es Wien wagen darf, das Pferd eines deutschen Bankiers scheel anzusehen. Das internationale Völkerecht des modernen Millionarismus sieht darin den triftigsten Anlaß zu einer Kriegserklärung. —

J. o. o.

(Nachdruck verboten.)

Amtsblatt-Tragedie.

Gürtelegott Helfferich, in seiner Person Redacteur, Drucker und Verleger des „Nachrichtenblatt“, Amtsblatt der königlichen und städtischen Behörden in dem kleinen sächsischen Dingsda, trat zaghaft in die Amtsstube des Bürgermeisters. Was mochte man wieder von ihm wollen? Sollte das Schredliche wahr werden, seinem Blatte der Amtscharakter genommen und dem Blatte seines Konkurrenten gegeben werden? Zitternd suchte er die Gedanken von der Stirn des Ortsgevaltigen zu lesen.

„Helfferich,“ schnauzte der Bürgermeister, „seit wann beschäftigen Sie Socialdemokraten im Amtsblatt?“

„Soc . . .“ Dem unglücklichen Amtsblattverleger erstarrte das Wort auf der Zunge. „Nu här'n Se . . .“

„Da giebl's nichts zu hören. Ihr Schriftfeyer is vom Polizeiwachmeister aufgeschrieven worden wegen Verbreitung social-

demokratischer Flugblätter, noch dazu während der Kirchzeit. Ich verlange, daß der Mensch sofort entlassen wird.“

„Zawohl, Herr Bürgermeest'r.“

„Socialdemokraten im Amtsblatt! . . . Unerhört!“

„Er fliegt noch heite 'raus, Herr Bürgermeest'r.“

„Und nich bloß das. Es muß auch bekannt werden, durch 'ne Lokalnrotiz, versteh'n Sie? Hoffentlich haben Sie doch Tinte im Hause? Na also, dann schreiben Sie doch 'mal so 'ne schweidige Notiz.“

„Zawohl, Herr Bürgermeest'r.“ Herr Helfferich wollte sich mit vielen Blicklingen empfehlen, aber er sah auf der Stirn des Gewaltigen noch immer die Zornlinie. So blieb er stehen und druckte.

„Zum Donner . . . Was haben Sie denn noch?“

„Herr Bürgermeest'r wer'n's nich' ungit't'ch nemm'n“ schmeichelte der Amtsblattverleger, „Sie feien doch morgen 's Zehnjährige?“

„Mein Dienstjubiläum? Nun ja . . .“

„Denn wer 'ch mir erlauben, so eene keene Notiz ieber das festliche Ereignis . . .“

Der Bürgermeister lächelte befriedigt. „Schön, das soll mich sehr freuen, mein lieber . . . lieber Helfferich. Also eine Notiz über mein Dienstjubiläum. Ich werde die Zeitungszummer mit Interesse lesen.“

Schnunzelnd, den Gewaltigen versöhnt zu haben, schob der Amtsblattverleger hinaus, um den städtischen Oberlehrer aufzufuchen. Er hatte zwar Tinte im Hause, aber solche schwierige schriftstellerische Leistungen ließ er sich von altersher durch den Oberlehrer besorgen. Nach einer Weile betrat er sein Redaktions-, Expeditions- und Druckereibüro mit zwei Manuskriptbogen: eine Notiz über das Dienstjubiläum des Bürgermeisters, eine über die Entlassung des socialdemokratischen Sezer.

Spätnachmittag war's. In der Offizin, in welcher täglich vom Verleger, einem Sezer und zwei Lehrlingen die Amtsblattweisheit hergestellt wurde, padte eben der Umstürzler am Sezkasten seine Siebenfachen zusammen, denn er war prompt entlassen worden. Herr Helfferich, Redacteur, Drucker und Verleger, hantierte mit seinen beiden Lehrlingen an der „Schnell“-presse, aus der täglich die paar Hundert Auflage herausgeorgelt wurden. Er machte die Kolonnen druckfertig und schloß sie; auf der vierten mußten noch die beiden Notizen eingeschoben werden, deren forrigierter Satz auf einem „Schiff“ auf dem Sezkasten Helfferichs stand.

Eben benutzte der entlassene Arbeiter einen unbewachten Augenblick, um die beiden von Helfferich selbst gelehten Notizen zu betrachten. Versucht, das war ja eine Berufszerklärung! Fehlte bloß noch, daß sein Name genannt wurde! Das durfte er sich nicht gefassen lassen. . . . Er warf einen Blick auf die Jubiläumsnote und plötzlich mußte er laut lachen. Die Anfangssätze beider Notizen schlossen mit einer Zeile ab. Ein toller Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Wenn man . . . Kurz entschlossen griff er zu und schnell wie ein Gedanke hatte er die unteren Sätze beider Notizen mit einander verwechselt. Lachend nahm er sein Bündel und ging hinaus.

„Was ho'n Sie denn noch zu seizen, Sie sein doch 'nauß-g'schmiessen!“ schnauzte der Verleger.

„Eben denn lach' ich,“ sagte der Soci und ging von dannen.

Indem Herr Helfferich noch brumnte über die Unverschämtheit der Arbeiter, die das ehrbare Handwerk ruinieren mit ihren Umtrieben, schloß er die Notizen in die Form und dann ging das Drucken los.

Zwei Stunden darauf befand sich die Bewohnerschaft des Städtchens in höchster Aufregung. Wenn ein Mord geschehen wäre, hätte sie nicht größer sein können. Die beiden Spalten des „Lokalen“ im Amtsblatt hatten folgende Notizen:

Lokales und Sächsisches.

Unser Herr Bürgermeister begehrt morgen ein schönes Fest, sein zehnjähriges Dienstjubiläum, in unsrer Stadt. Die aufbeherische Art, in welcher er seit Jahren hier thätig war, daß und Unfrieden unter der Bevölkerung zu verbreiten sich bemühte, ist leider viel zu spät bekannt geworden. Es ist notwendig, solche Elemente aus der Mitte unsrer waderen Stadtbewohnerchaft zu entfernen, sobald man sich über ihren wahren Charakter klar geworden ist. Andre lassen sich das dann zur Warnung dienen. —

Aus unsrer Druckerei entfernt wurde heute ein im Verdachte unstürzlerischer Gesinnung stehender Sezer. Seine langjährige treue Pflüchterfüllung, seine Gewissenhaftigkeit, seine gewinnende Lebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr haben ihn der Bürgerchaft unsres Städtchens in jeder Beziehung sympathisch gemacht. Von dem Vertrauen aller getragen, wird er seine Laufbahn segensreich zurüdlegen. Dies ist unsrer aufrichtiger Wunsch. —

Am folgenden Tage hatte der Amtsblattverleger mit dem Bürgermeister eine Besprechung. Ueber deren Inhalt konnte man nichts erfahren, Herr Helfferich aber soll sich geschworen haben, nie wieder einen socialdemokratischen Sezer zu mahregeln. — E. R.

Kleines Feuilleton.

es. Im Tiergarten. Das schöne Herbstwetter hatte die Spaziergänger zu Tausenden hinausgelockt. Der ganze Tiergarten wimmelte von Menschen. Durch die Siegesallee schoben sich dichte

Massen, es waren viele Fremde darunter, elegante und nicht elegante. Die kleinen Provinzialen machten ebenso verwunderte Gesichter, wie Markgraf Otto der Faule; es ließ sich aber schwer unterscheiden, was sie mehr zur Bewunderung hinwies: die weißen Kurfürsten oder die Menschenmassen oder die neuen und neuesten Herbstmoden. Die Herbstmoden waren offenbar im Vorteil.

„Den Hut! Mein sieh bloß den Hut! Sieben Federn hat sie drauf! Ha, ist das 'n Hut!“

„So einen nehm' ich mir mit nach Veelich!“

„Das laß man lieber sein, dann sehen Dir ja alle Menschen nach.“

„Das sollen sie ja gerade — ach gut mal die — 'n weißes Sammt'nes, mit Glitzern, und solche schöne Equipage — sieht das fein aus!“

„Ja, das ist was Nobles, ob man nicht grüßt? Am Ende ist's 'ne Prinzessin!“

„Zawoll, eine von de Friedrichstraße!“ ulkt ein junger Mann.

Die beiden aus Veelich starren ihm nach und sperren den Mund auf, sie wissen augenscheinlich gar nicht, was er meint.

Dazwischen beschäftigt man sich auch mit den Denkwätern, man frisst seine historischen Kenntnisse auf, es ist nicht viel los damit:

„Fried—rich — der Erste — Kur—fürst“, bruchstabielt ein Herr.

„Wann hat 'n der gelebt?“

„Wie Karl der Große regiert hat.“

„Ach wo, das war viel früher, hier steht's ja: Bierzehn — vierzenhundert, — das war unter Luther!“

„Aee, unter Luther kann's nicht sein. Luther war erst nach 'm dreißigjährigen Krieg.“

„Nanu, Du bist wohl? Luther nach'm dreißigjährigen Krieg, wo Luther ihn erst gemacht hat!“

„Daß 'n gelebt haben, wenn er will, is mir Wurscht. Komme, wir gehen zu 'n Aslaniern.“

„Is der Aslanier hier in der Nähe? Soll 'ne jute Kneipe sein!“

„Schafstlopf.“ Der andre lacht. „Ich rede doch nicht von 'ner Kneipe, ich meine die weißen Puppen drüber, wo der aslanische Platz nach heißt.“ Vor Joachim I. steht ein Herr mit zwei Damen; der Herr sagt: „Mein, warum haben sie ihm nicht seine schöne Wädefräulein auf die Bank gesetzt, die wär ihm entschieden lieber als die alten steinernen Kerle da.“

„Was ist das mit der schönen Wädefräulein?“ fragt eine von den Damen; sie hat blondes Haar und große schwärmerische Augen.

„Nichts für kleine Kinder.“

„Gott mi, hab' Dich nur nicht!“ Die Bräutlette neben ihm wirft ihm einen spöttischen Blick zu. „Es läßt sich ganz gut erzählen und steht sogar in Streckfußens Berliner Geschichte. Er hat nämlich 'ne Wädefräulein geliebt, und eigentlich noch 'ne ganze Menge andre. Aber mit der Wädefräulein, das war ein Verhältnis. Und dann hat ihn Luther oder ein Kurfürst 'n Brief geschrieben, er soll das lassen, weil es sich nicht paßte. Ich das nicht eigentlich ein Skandal?“

„Daß Luther den Brief geschrieben hat?“ fragt der große Herr. „Du bist abscheulich, Ottol!“ Die schwarze Dame macht Schippen. „Natürlich das Verhältnis.“

„Wenn er sie nun geliebt hat!“ haucht das schwärmerische Fräulein.

„Er hatte doch aber 'ne Frau“, entrüstet sich die Schwarze.

„Das ist gar kein Hindernis, darum kann man noch 'n halb Dugend lieben.“

„Otto, laß doch die Redensarten, was sollen denn die Leute denken, wenn es einer hört! Mein Vater war Beamter.“

„Die denken ja nicht mal was von dem König, der gleich drei Frauen auf einmal hatte, und 'n Gosprediger hat sie ihn sogar angebraut.“

„Aber Otto! Du bist wirklich schenkelig, ich gehe nie wieder mit Dir hierher.“

„Und wenn er sie nun alle drei wirklich geliebt hat!“ haucht zum zweitenmal das schwärmerische Fräulein. —

Vor Georg Wilhelm steht eine junge Dame und sieht mit bewundernden Blicken zu dem Denkmal empor; sie steht auf der Treppe und sieht und wird gesehen; sie steht schon mindestens zehn Minuten so, ganz verzückt.

Der junge Mann neben ihr zupft sie am Ärmel: „Aber nun komm doch endlich, Emmy. Du kamst doch nicht vor jedem Landesvater 'ne halbe Stunde stehen.“

„Ach laß mich doch,“ sie stößt ihn unwillig zurück.

„Wir kommen ja aber gar nicht mehr in den Tiergarten.“

„Da sind wir ja drin!“

„Na wenn Du das hier noch Tiergarten nennst!“ Er zuckt die Achseln.

„Du bist schon schrecklich,“ sie steigt langsam herab, „nichts läßt Du einen ordentlich ansehen; wo willst Du denn eigentlich hin?“

„Da drüber rein!“ Er zeigt auf einen schmalen Seitenpfad, der sich zwischen Büschen und Bäumen verliert.

„Ach was soll man denn da?“

„Es ist wundervoll da, Emmy. Man ist wie im Walde, und an dem kleinen Teich, wo man hinkommt, steht eine Wank — da sind wir ganz unter uns. Zu zweien.“

„Ach bleib doch lieber hier! Den großen Kurfürsten haben wir heut noch nicht gesehen.“

„Gott, was liegt denn am großen Kurfürsten.“ Er wird ärgerlich. „Der große Kurfürst kann mir gestohlen werden, bist doch

auch sonst nicht so 'ne Patriotin. Vor acht Tagen konntest Du die Wege nicht einsam genug bekommen, und nun siehst Du vor jedem König und starrst ihn an, wie 'n verliebter Wadfish.“

„Ach, na ja, vor acht Tagen.“ Sie wirft ihm einen empörten Blick zu. „Das war auch was andres!“

„Wüßte ich nicht wieso! Komm nur, komm!“ Er versuchte sie nach dem stillen Seitenpfad zu ziehen.

Aber sie stößt ihn zurück; sie weint beinahe. „Mein, wie Du bist! Was wollen wir denn da zwischen den ollen Bäumen? Heute hab' ich doch 'n Winterhut und mein neues Kleid, heute brauchen wir uns doch nicht zu verstopfen, heute können wir doch hier bleiben, wo die Menschen sind.“ —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Zuder ein Bestandteil des Serumweiß. Der Chemiker pflegt bestimmte Körper zu Gruppen zusammenzustellen, die möglichst wenig miteinander gemein haben; er spricht von den Fettkörpern, den Benzolderivaten, die uns so schöne Farbstoffe und viele Arzneimittel liefern, den Kohlehydraten, zu denen auch die verschiedenen Zuderarten gehören, und den Eiweißkörpern. Die Eiweißkörper sind eine ganz scharf charakterisierte Gruppe, eine Eigentümlichkeit vieler derselben kennt z. B. jeder: sie gerinnen beim Kochen. Sie sind von so außerordentlich komplizierter Zusammenlegung, daß man bis jetzt wenig von ihnen weiß, und man mühte sich vorderhand darauf beschränken muß, mehr oder minder bekannte Gruppen aus ihnen abzuspalten, aus denen man dann auf das Ganze schließt. Je mehr das gelingt, um so offener wird die Erkenntnis, daß die Eiweißkörper aus einer ganzen Reihe höchst heterogener Gruppen bestehen. Man konnte z. B. nachweisen, daß das Eiweiß aus Eiern Zuder enthält; der Nachweis von Zuder ist nun mit Bestimmtheit auch im Eiweiß von Serum gesüht. Dr. Leo Langstein konnte das an kristallisiertem Pferdeblut-Serum, das er aus 120 Litern Pferdeblut herstellte, nachweisen. Es ist dies von großer Wichtigkeit für die Erkenntnis, auf welchem Wege nicht nur der Zuder, den wir genießen, sondern auch sämtliche Kohlehydrate (Wehl etc.) in unserm Organismus verarbeitet werden. — („Unschau“.)

Humoristisches.

— Ein unglücklicher Vater. „... Man kann Ihnen nur gratulieren, Herr Oberlehrer! Ihr Fräulein Tochter hat sich ausgezeichnet geistig entwickelt!“

„D, sagen Sie das nicht! Sie ist mein Sorgenkind! ... Denken Sie nur, sie gebraucht, trotz meiner Mahnungen, mit Vorliebe nach einem Komparativ: „wie“ statt „als“! ... Ich blide mit großer Sorge in die Zukunft!“ —

— Auch ein Maßstab. „Wie hoch ist eigentlich dieser Berg?“

„So ganz genau kann ich's Ihnen nicht sagen — aber das Schnitzel kostet oben schon drei Mark!“ —

— Auf dem Kostümball. „Wie gefällt Ihnen die dicke Bankiersgattin als „Kautendelein“?“

„D, märchenhaft schön — nur etwas zu sehr Rotundelein!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Das Alexanderplatz-Brettl beginnt heute mit einer Reihe von volkstümlichen Nachmittagsvorstellungen bei ermäßigten Preisen. —

— Der schuldige Teil, ein neues Schauspiel von Hugo Lubliner, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Liliencrons Buntes Brettl (Alexanderplatz) bringt als nächste Novität den Einakter von Hans Brennert „Die indische Aune“. Ferner gelangt an demselben Abend eine neue Scene von Detlev v. Liliencron „Er und sie und beide“, zu der Meher-Gelmond die Musik geschrieben hat zur Aufführung. —

— Saint-Saens neue Oper „Barbaren“ hat bei der Erstaufführung in Paris nur mäßigen Beifall gefunden. —

— Max Klinger hat, wie die „Frl. Jtg.“ aus Wien meldet, einen Ruf an die Wiener Akademie erhalten. Er soll dort die Stelle des verstorbenen Professors Zumbusch einnehmen. —

t. Eine elektrische Schnellbahn zwischen London und Brighton wird demnächst die englische Regierung beschließen. Es handelt sich nicht um eine Eisenbahn, sondern jeder Wagen soll seinen eignen Motor erhalten. Die Geschwindigkeit ist auf 145 Kilometer festgesetzt, so daß die ganze Strecke binnen 32 Minuten zurückgelegt werden würde. Die hohe Geschwindigkeit soll erzielt werden durch den Fortfall aller Zwischenstationen und Vermeidung von Kurven und Steigungen, indem überall, wo ein Bedürfnis vorliegt, Tunnel angelegt werden sollen. Es wird ein halbständiger Schnellzugverkehr zwischen beiden Städten in Aussicht genommen. —